



Krankenbesuch bei einem Aethiopier.

sieht sich auf der ganzen Station alles genau an und eilt dann nach vierzehn Tagen voll Begeisterung in seine Heimat am großen Ibiß zurück. „Nobulawu hat recht gesehen,“ ruft er seinen erstaunt zuhorchenden Landsleuten zu, „es gibt wahre Diener und Dienerinnen Gottes, ich selbst war bei ihnen und habe ihr Haus, ihre Schulen und ihre Kirche und alles andere gesehen!“

Wendelin beobachtete in seinem Eifer, obwohl noch Protestant, sofort mehrere katholische Gebräuche, er machte das heilige Kreuzzeichen, beobachtete am Freitag das Abstinenzgebot usw. Manche wollten sich deshalb über ihn lustig machen, doch da trat sein Onkel Ruben Maduna, der Vater Nobulawus, für ihn ein. „Verpöttele den Wendelin nicht,“ spricht er mit Ernst, „wer aus uns versteht das Wirken der Gnade Gottes im Menschen? Und wer darf es wagen, jemand abzuhalten, dorthin zu gehen, wohin der Herr ihn ruft? Gottes Macht ist ohne Grenzen. Er hat den Propheten Jonas in eine Stadt gesandt, wohin er nicht gehen wollte; er hat, wie mir scheint, auch unsern Wendelin gerufen, drum laßt ihn ruhig seine Wege gehen und belästigt ihn nicht.“ Das wirkte; denn Ruben ist bei seinem Stamme ein hochgeachteter Mann; alles ließ fortan Wendelin in Ruhe.

Er erzählte mir diese merkwürdigen Vorgänge unser Katechet Joseph Maduna in Gegenwart seines Bruders David, und mit seinem Berichte stimmten die Neußerungen anderer Kaffern, sowohl hier in Lourdes, wie drüben am großen Ibiß genau überein.

Mit der Befehrung Wendelins war der Stein ins Rollen gekommen. Wieder ging er fortan zum Gottesdienst nach Lourdes und nahm bald auch andere Jünglinge, speziell die beiden Brüder Joseph und David, mit sich. Die Zahl der Gläubigen am großen Ibiß wuchs, der Häuptling Menzane sandte eigens mehrere Männer zuerst nach dem näher gelegenen Emaus, wo damals noch der Stifter von Mariannhill, der Hochwürdigste Abt Franz Pfanner, lebte, und dann auf dessen Rat nach Lourdes, um sich von dort einen Priester zu erbitten. Vater Apollinaris Schwammberger, der damalige Superior von Lourdes, ritt sofort persönlich zu ihm, um an Ort und Stelle die Sache in Augenschein zu nehmen. Wie staunten die dortigen Schwarzen, als sie zum erstenmale einen Trappisten-Missionar vor sich stehen sahen, genau so, wie ihnen Nobulawu den wahren Diener Gottes beschrieben hatte! Dadurch allein waren schon viele Gutesinnige für die katholische Sache gewonnen.

Leider gestattete es der große Mangel an Missionären nicht, einen eigenen Priester nach „St. Anton“, wie die Außenstation später genannt wurde, zu senden. Zunächst mußte man sich damit begnügen, daselbst einen schwarzen Katecheten aufzustellen. Der religiöse Unterricht wurde im Kraale des Ruben Maduna erteilt; bald fand sich dabei eine ganz respectable Zahl von Zuhörern, Heiden sowohl wie Protestanten ein, und seitdem ist die Zahl der Gläubigen in beständigem Wachstum begriffen. Zeitweilig geht ein Priester von Lourdes dorthin, um die hl. Messe zu lesen, und das gesamte Missionswerk zu überwachen.

(Schluß folgt.)

Krankenbesuch bei einem Aethiopier

Vom Hochw. P. Sigtus Wittekind, R. M. M.

Reichenau. — „Woher denn ein Aethiopier in Südafrika?“ wird mancher Leser erstaunt fragen. Die Er-

klärung ist einfach: Dieser Aethiopier ist ein alter Kaffer, welcher der Sekte der Aethiopier angehört. Die Sekte selbst ist eine aus dem Protestantismus hervorgegangene protestantisch-heidnische Organisation, die sich von den Europäern durchaus unabhängig machen will, in religiöser Beziehung sowohl wie in politischer. Sie wollen keine weißen Prediger haben, sondern nur schwarze, und würden, wenn sie die Macht dazu hätten, noch heute alle Weißen aus dem Lande jagen. Ihre Devise ist: „Afrika den Afrikanern!“ Daß die englische Regierung ein wachsameres Auge auf diese Sekte hat, ist begreiflich.

Der Held unserer Geschichte nun führt, obgleich er bereits die aethiopische Taufe empfangen hat, noch immer den altheidnischen Namen „Romageba“. Vielleicht hatte er bei seiner Taufe gar das Glück, einen christlichen Frauennamen zu erwischen wie sein ältester Sohn, der „Sujanna“ heißt. Romageba ist mir schon lange bekannt. Vor fünf Jahren etwa zeigte er in Folge eines sonderbaren Traumes Lust, sich uns Katholiken anzuschließen, ließ sich aber dann von den Aethiopiern umgarnen. Jedenfalls haben wir an einem solch schwankenden Menschen nicht viel verloren.

Der Grund, warum ich ihn diesmal wieder besuchte, war die Absicht, in seinem Kraal eines seiner Enkelkinder, das schwer krank war, zu taufen. Das arme Würmchen schaute mich lange so innig und bedeutungsvoll an. O wie gerne hätte ich es getauft, allein Sujanna, der Vater, ließ es nicht zu, und blieb unbittlich. „Wir haben unsere eigene Kirche“, erwiderte er trocken, „und ich erlaube dir nicht, mein Kind zu taufen.“ Da ich sah, daß mit ihm nichts auszurichten war, ging ich zu Romageba, dem Großvater des Kindes. Er war nicht abgeneigt und ließ seinen Sohn Sujanna zu sich bescheiden. Dieser aber kam nicht.

Nun schenkte ich dem Alten zum Lohn für seinen guten Willen einen Apfel. Nachdem er sich durch Fragen genügend überzeugt hatte, daß der Apfel etwas Genießbares, ja ein Lederbissen sei, befahl er seinem Weib, ein Tablett herbeizubringen. Es war dies eine lange, viereckige Holzschüssel mit daumenlangen Füßchen, von Kaffernhand geschnitzt. Offenbar wollte mir Romageba zeigen, daß auch er wisse, wie die Weißen zu essen pflegen. Das Weib kehrte bald mit dem gewünschten Instrument nebst Messer und Gabel zurück, auf dem Weg fleißig den Staub davon wegbläsend. Sie stellte alles vor Romageba hin, der vor seiner Hütte würdevoll auf dem Boden saß.

Nächst inspizierte der Hausherr mit prüfendem Blick die auf dem Tablett liegende Gabel und kommandierte dann: „Sula inlokoko! Reinige die Gabel!“ Hierauf erscholl ein zweites Kommando: „Sula umesse! Reinige das Messer!“ Der Doppelbefehl wurde von der gehersamen Ehegattin pünktlich ausgeführt, und Messer und Gabel erhielten an Ort und Stelle auf dem Gras eine fragliche Reinigung. Wer je in einem Kaffernkraal gewesen, weiß, wie es in seiner Umgebung in Bezug auf Reinlichkeit aussieht, namentlich an den mit Gras bewachsenen Stellen. Dies der Grund, weshalb ich die Reinigung eine „fragliche“ nannte.

Nun erging die weitere Ordre: „Reinige die den Apfel!“ — Kunstgerecht und nicht ohne Feierlichkeit wurde der neue Auftrag ausgeführt, genau so, wie die Kaffernweiber einen Kürbis zerteilen, doch so, daß die Apfelfeile mit der Gabel gehandhabt wurden. Nachdem

so alles nach Wunsch vollzogen und das Tablett dem alten Herrn vorgelegt worden war, ersuchte er mich to say grace, d. h. das Tischgebet zu sprechen. Ich hatte anfangs wenig Lust dazu, denn ich war verstimmt wegen der von seinem Sohne verweigerten Taufverlaubnis. Da er aber darauf bestand, gab ich endlich nach in der stillen Hoffnung, vielleicht eines Tages ihn selbst für den Glauben zu gewinnen.

Kun war er mit seinen Vorbereitungen glücklich fertig und konnte es losgehen. Feierlich erfaßte Noma-geba die Gabel, spießte schön langsam ein Stück nach dem anderen auf und verzehrte es mit wichtiger Miene. Ergar das, was seine Frau als ungenießbar abgeschnitten hatte, spießte er auf und verkostete es, um es aber schnell wieder aufs Tablett zurückzulegen. Alles

zählt also sicher seine 130 Jahre (Tschaka starb etwa 42 Jahre alt anno 1828), und ist ein prächtiger alter Herr, ein echter Zulu, wohl seit Jahren blind, doch still ergeben in sein Schicksal. . . P. Erasmus, das wäre etwas für Sie, das ist Ihr Mann, den könnten Sie wohl vor seinem Tode noch taufen."

Mit gespannter Aufmerksamkeit hatte ich diesem Berichte zugehört, und mit dem letzten Satz hatte der Farmer nur meine eigenen Gedanken in Worte gekleidet. Mein Entschluß stand fest, diesen Herrn mußte ich bei erster Gelegenheit besuchen! Inzwischen hieß es fleißig beten und beten lassen. Samstag, den 16. Mai l. J. führte ich mein Vorhaben aus.

Ich las am genannten Tage die hl. Messe um 4 Uhr morgens; eine Stunde später machte ich mich in



Kinderbewahranstalt in Lourdes. (Kapkolonie.)

das geschah im Adamskostüm, über das er würdevoll eine Decke geworfen hatte.

Endlich war der Apfel verpeist. Der Alte verlangte mit Bestimmtheit eine zweite Auflage. Ich hätte die Appri bation hiefür gerne erteilt, zumal wenn ich dadurch den Zweck meines Besuches erreicht hätte; doch daran war nicht zu denken. So verabschiedete ich mich kurz und ritt wieder nach Hause.

Nach zwei Tagen war das Kind tot. — Grausamer Susanna!

Mathusalems Taufe.

Vom Hochw. P. Erasmus Hörner, R. M. M.

St. Michael. — Vor einiger Zeit sagte mir ein benachbarter Farmer, der wiederholt dem katholischen Gottesdienst beigewohnt und wahrscheinlich noch konvertieren wird: „Da drüben, auf eines Engländer's Farm, wohnt ein steinalter Zulu, Mambalende (lange Riesenschlange) mit Namen. Dieser Mann ist zwei Jahre vor Tschaka, dem bekannten Zulufürsten, geboren,

Begleitung eines schwarzen Lehrers, Linus mit Namen, auf zum Ritt nach dem alten Patriarchen. Etwa um 8 Uhr kamen wir bei seinem Kraale an. Wir trafen da zunächst einen seiner Enkel und nannten ihm als Zweck unseres Kommens: Mambalende sehen, den alten Ururgroßvater, und aus seinem Munde Geschichten hören aus den alten, großen Zulu-Tagen. Das weckte sichtlich ein freudiges Echo. Wenige Augenblicke darauf war der Greis zur Stelle. Auf Händen und Füßen kriechend, um wegen seiner Blindheit nicht zu fallen, kam er herans und setzte sich auf einem Schaffel, das eine kleine Arentelin vor ihm ausbreitete, am Boden nieder.

Es muß das eine Hünen Gestalt gewesen sein, als der Mann noch bei Kräften war! Selten hat mich ein Mensch so gefesselt, wie dieser. Aus seinem Angesichte sprach Ruhe, Ergebenheit und Frieden.

Nach kurzer Begrüßung fragte er, wer wir seien, woher wir kämen und was wir wollten. Wir standen Red und Antwort, und bald entwickelte sich ein lebhaftes Gespräch. Ich konnte nicht genug staunen über das Walten der göttlichen Vorsehung. Der Mann, der vor